Die Visitenkarte.

I.

Ein junger Mann war auf einer Fußreise begriffen; er wanderte zunächst der Provinzialhauptstadt zu. Sein eigentliches Ziel lag jedoch mehrere Stunden weiter hinaus, eine kleine Stadt, in welcher seine Eltern wohnten. Der Tag wahr sehr heiß, — es konnte kein besonderes Vergnügen sein, so um die Mittagszeit unter den glühenden Sonnenstrahlen auf der staubigen Chaussee zu wandern. Unser Fußgänger mochte um so mehr wünschen, seinen Weg abkürzen zu können. Dazu schien ein Fußsteig, der nach links hin von der staubigen Chaussee abbog, eben Gelegenheit zu bieten.... er zog sich über einen Anger noch obendrein einem Walde zu, der kühle Schatten verhieß; unser Wanderer sah sich nach einem Menschen um, den er befragen könne; als er Niemand auf den Feldern in der Nähe sah, bedachte er sich nicht lange und folgte dem Wege.

Hätte er ihn auch ein wenig in die Irre geführt, Max Stein—so hieß unser Wegfahrer — hätte seinen Entschluß nicht bereut. Denn nach zwei oder drei Minuten Wandelns machte er die Entdeckung, daß er nicht bloß einen Wald, sondern auch einen sehr hübschen und wohlgepflegten Park vor sich gehabt, dessen gewundene Gänge, nur durch ein Drehkreuz gegen die Außenwelt abgeschieden, ihn jetzt aufnahmen. Ueber saubergehaltenen Pfaden schritt er unter schönen, alten Bäumen dahin; nach einer Weile hörte der Hochwald auf, die Pfade schlängelten sich um Rasenflächen mit Gebüschpartien und im Hintergrunde zeigte sich eine bescheidene aber hübsche weiße Villa mit grünen Jalousien und einem runden Weiher vor derselben, in dem ein kleiner Springbrunnen plätscherte — es war ein sehr freundliches Bild, und unser Wanderer hätte nichts Besseres verlangt, als gerade darauf zuschreiten zu dürfen, um in diesem weißen, sonnenbeglänzten Landhause Mittagsrast zu halten, wo möglich noch von schönen Frauen bewillkommt, von einem diensteifrigen Haushofmeister gespeist und erquickt. Aber das waren Vorstellungen aus Eichendorff'schen Novellen; die Abenteuer der Romantik sind nicht mehr das, was einen armen, erhitzten Fußwanderer erwartet, wenn er sich in fremde Parkanlangen und Villen verirrt; eher empfängt ihn die grobe Prosa eines scheltenden Gärtners oder Bellen der Hunde. Max Stein hielt sich deßhalb links, um nicht zu sehr in die Nähe des Hauses zu kommen und nicht von diesem aus erblickt zu werden; er kam auch bald wieder in die Schatten der Waldbäume. Aber nun brachte ihn der Weg, dem er folgte, durch eine Wendung dem Hause doch wieder näher. Er sah jetzt, daß von diesem eine lange Gallerie oder Veranda auslief — über zierlichen Holzsäulen ruhte ein Gitterdach, das ganz von wildem Wein überwuchert war; zwischen den Säulen hingen feine Ampeln, aus denen Schlinggewächse niederrankten; und am Ende dieser langen Veranda erhob sich ein eben so zierlicher leichter Holzbau, ein kleines Gartenhaus im Styl eines Schweizerhauses, das braungebeizte Fachwerk an den Ecken „abgefaset"; die Giebel mit feiner Laubsägearbeit verziert. Zur Seite des kleinen Baus begann der Hochwald wieder, eine Gruppe mächtiger und uralter Tannen beschattete das Häuschen; zwischen ihm und den Stämmen lief der Weg dahin, dem Max Stein folgte. Als er neben dem kleinen zierlichen Bau angekommen war, sah er, daß eine offen stehende Thüre hinein führte — er konnte sich nicht versagen, über die zwei Steinstufen, welche zur Schwelle emporführten, auf diese letztere zu treten und einen Blick in das Innere zu werfen — die Neugier reizte ihn, sich die innere Einrichtung des hübschen kleinen Bauwerks anzusehen.

Das Innere war in zwei Räume geschieden; der schmalere war durch einen halb zurückgeschlagenen Vorhang von dunkelrothem Stoff von dem größeren hinteren abgeschieden. Dieser zweite bildete ein sehr hübsch eingerichtetes, mit einem gelb und braun gestreiften Baumwollstoff ausgeschlagenes Boudoir — feine, zierliche Möbel, Lacktische, jene kleinen japanesischen, mit Lack und Vergoldung bedeckten Stühle, welche für Kinder gemacht scheinen, standen umher — ein kleiner Kamin mit chinesischen Vasen zwischen allerlei glänzenden Nippsachen auf dem Marmorsims stumpfte die eine, ein Stehspiegel die andere Ecke ab, und ein Divan, mit demselben Stoffe wie die Wände bezogen, lief an beiden Seiten entlang.

Es war sicherlich ein wenn auch nicht übertrieben luxuriös, doch außerordentlich hübscher, traulicher, mit Geschmack eingerichteter Raum — ein Damenzimmerchen wie es zum Träumen und — Schmollen nur gewünscht werden konnte; aber eben so sicherlich war es nicht die Einrichtung des Raumes, was Max Stein so betroffen den Athem anhalten und wie eine Statue dastehen ließ, nachdem er den ersten seiner neugierigen und vorwitzigen Blicke in diesen Raum geworfen hatte.

Es war etwas Anderes; es war ein Anblick von ganz merkwürdiger und fesselnder Anmuth — oder besser gesagt Schönheit, denn Anmuth ist ja die Schönheit der Bewegung, und das, was unser überraschter Jüngling erblickte, bewegte sich nicht im mindesten, es lag regungslos... im tiefsten, erquickendsten Schlummer, in den an einem heißen Hochsommermittage nur Schatten und Kühle ein auf weichem Polster gebettetes junges Mädchen versenken können. Max Stein wollte im ersten Augenblick so unhörbar wie möglich zurückfahren, um unentdeckt zu verschwinden; aber eben da das junge Mädchen so völlig unbeweglich lag und er sah, wie ruhig und langsam ihr Busen sich hob und senkte, zog er Muth schöpfend tief den Odem ein, blieb stehen und schaute auf das reizende, verführerische Bild.

Sie lag ausgestreckt auf dem Divan rechts, gerade unter den Falten des halb zurückgeschlagenen Vorhangs; ihr Kopf ruhte zurückgelegt auf der Stickerei eines Sophakissens, ihre beiden Füße lagen auf dem Divan so, daß sie unter den Falten des Vorhangs verschwanden; die eine Hand ruhte auf der Brust, die andere hing an dem Divan nieder — es war ihr ein großes Buch, in dem sie gelesen haben mußte, entglitten und lag nun offen auf dem gebohnten Boden — Max Stein sah mit einem Blick darauf, daß es die bekannten Fleurs animees waren.

Ein weißes Kleid warf sich in weiten, leichten Falten um die schlanke, wie es schien, mittelgroße Gestalt; weiches und üppig gelocktes blondes Haar war auf das Kissen, auf dem ihr Kopf ruhte, niedergeflossen; die rosigen Lippen hatten sich ein wenig geöffnet und zeigten eine Reihe zierlicher, schneeig schimmernder Zähnchen, auf den weichgerundeten Wangen lagen, wie leichthin schraffirt, die Schatten der langen blonden Wimpern an den festgeschlossenen Lidern.

Ringsum tiefer Schatten, tiefe Stille; nur ihr Athem war leise hörbar und das Summen einer großen Fliege, die unter dem herabgelassenen Rouleau des Fensters über der schlummernden lärmte. Max Stein stand und schaute wie bezaubert dieses merkwürdige Bild an: nun schien doch noch Etwas von Romantik und Märchenpoesie in der Welt lebendig; denn wie eine Schöpfung der Märchenpoesie sah er vor sich; unter schweigendem Waldesschatten dies reizende kleine Feenhaus und darin dies bezaubernde Mädchen im tiefsten Dornröschenschlafe.

Er stand und — vermochte sich nicht loszureißen und mußte doch sich losreißen; er wäre in den Boden gesunken vor Scham, hätte sie die Augen aufgeschlagen und ihn, den frechen fremden Eindringling, entdeckt .... und dennoch stand er und hielt seine Augen auf das schlummernde Mädchen gefesselt. Aber fort mußte er; er setzte leise den Fuß zurück — dabei fiel ihm ein kleines Batisttuch in's Auge, das auf einem der Stühlchen just im Bereiche seines Armes lag; einem plötzlichen Einfalle folgend ergriff er es; er wollte sich ein Andenken rauben an diesen Augenblick; als er, es in seiner Brusttasche bergend, den zweiten Schritt zurück machte, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er doch nicht wie ein Dieb mit seinem Tuche auf und davon gehen dürfe....er holte, um den Scherz vollständig zu machen, aus derselben Brusttasche sein Taschentuch und daraus eine Visitenkarte mit seinem Namen hervor und legte sie auf den Stuhl — und dann verschwand er so ungehört wie er gekommen.

Rasch und erregt — erregt, wie er sich kaum je gefühlt, setzte er seinen Weg fort; unter den Waldesbäumen dahin führte ihn der Parkpfad bald an ein zweites Drehkreuz, das den Ausgang aus der Villa in das freie Land hütete. Er warf sich hier in den Schatten einer alten Buche nieder. Es war, als ob ihn etwas zurückziehe in den Bereich dieses romantischen Waldes .... so öde, weit und — heiß lag die sonnige Gegend, in die er hinein mußte, vor ihm, so verlockend hinter ihm das Traumbild, das er erblickt — wie ein märchenhaftes Traumbild war es ja gewesen! Er zog das Tuch hervor das er geraubt. S. R. stand in der Ecke mit einfacher Stickerei eingezeichnet. S. R. Eine sanfte Sidonie, eine kluge Sophie konnte es bedeuten, dies S.—auch Sirene—auch Satanella! Eine Frau, die im Holze Reisig gesammelt hatte, kam aus dem Parke hinter ihm daher geschritten und ging an ihm vorüber, dem Drehkreuz zu. Er hätte sie nach der Bedeutung der Namen, nach der Familie, welcher die Villa gehörte, fragen können. Aber er unterließ es. Es schloß ihm etwas den Mund, als ob in einer solchen bloßen Frage etwas Entweihendes liege, etwas, was seinem Abenteuer den Reiz, seinen Werth, seine Poesie nehmen könne.

Endlich raffte er sich auf, verwahrte das Tuch in der an seiner Seite hängenden Reisetasche von glänzender Wachsleinwand und schritt fürbaß durch die brennende Sonne seinem Ziele zu. Das nächste, die Hauptstadt der Provinz, lag bald vor ihm; er war froh, als er nach einer Stunde sie erreicht hatte.

II.

Eine Woche später kam der Präsident des Obergerichts der Provinz aus einer Sitzung seines Kollegiums in den Flügel des großen Gerichtsgebäudes zurück, in welchem er seine Dienstwohnung hatte. Er schritt über den teppichbelegten Korridor rasch und unhörbar dahin und als er in sein großes Arbeitszimmer trat, mußte sein plötzliches Erscheinen hier irgend eine überraschende oder erschreckende Wirkung üben — denn dem Aufgehen der Thüre folgte unmittelbar ein kleiner, kurzer Schrei des Erschreckens.

Dieser kam von den Lippen eines jungen Mädchens, eines sehr hübschen jungen Mädchens, dessen rosig erglühender Kopf von dichtgelocktem, reichem blonden Haar umflossen war; sie sprang eben von einem Stuhle, auf dem sie vor einem hohen Aktenrepositorium gestanden, rasch herab und warf zugleich ein Aktenheft, das sie in den Händen gehalten, mit derselben Schnelligkeit in das nächstbeste Fach.

„Ah — Sidonie — Du hier?" sagte der Präsident, ein stattlicher und wohlkonservirter Mann, etwa in der Mitte der vierziger Jahre, mit gewinnenden Zügen, die Geist und Wohlwollen aussprachen, — „Du hier, mein Töchterchen? — und was um's Himmels willen machst Du dir da mit meinen Akten zu schaffen?"

„Ich .... ich wollte ein wenig in Deinem Zimmer aufräumen, Papa," versetzte Sidonie stockend und tief erröthend.

„Und die Akten?"

„Die wollte ich abstäuben."

„So — die wolltest Du abstäuben! Sidonie," fuhr der Präsident fort, indem er väterlich seine Hand unter ihr Kinn schob und sie zwang, ihn anzublicken, — „Du sagst mir die Wahrheit nicht! — Gesteh' es, die Neugier hat Dich getrieben! Du bist schon wohl öfter in meiner Abwesenheit hier gewesen, um meine Akten zu durchstöbern, und die, welche Kriminalfälle oder sonstige, dem weiblichen Fürwitze interessante Sachen betrafen, zu durchmustern .... Das ist durchaus nicht hübsch von Dir — in diesen Akten werden oft Dinge und Verhältnisse verhandelt, die absolut kein Bildungsstoff für junge Mädchen, solche Backfische, wie Du, sind! Ich muß Dir gestehen, daß ich über die Entdeckung Deines Fürwitzes sehr betroffen, ja erschrocken bin ...."

„O Papa, Papa, was denkst Du von mir," rief das junge Mädchen jetzt lebhaft und vorwurfsvoll aus, „wie werd' ich Deine garstigen Kriminalakten lesen wollen—nein, so etwas von mir zu denken!"

„Nun, was hast Du denn da bei dem Repositorium wollen?"

„Ich habe," sagte Sidonie, im verletzten Gefühl ihrer siebzehnjährigen Würde gar keine Ausflucht mehr suchend „—nichts, weiter gar nichts wollen, als da in eine der Personalakten blicken."

„In eine Personalakte?....ach ja, Du standest ja vor den Personalakten der jungen Herren Referendare unseres Bezirks ...." rief der Präsident halb lachend, halb ärgerlich, — „also für Die interessirst Du Dich — mein Töchterchen sucht sich über die Verhältnisse dieses jungen juristischen Nachwuchses zu unterrichten; sieh', sieh', wer das gedacht hätte! Treibst Du schon länger diese Studien? Und nur persönlich zu Deiner Ausbildung, oder auch zu Gunsten Deiner Freundinnen, denen Du aus den Akten referiren mußt? Wenn ihr von der jungen Männerwelt plaudert .... wird dann vom Präsidentenstöchterchen das Dienstgeheimniß gelüftet und der Inhalt dieser Akten in euren kleinen Komites zum Besten gegeben, wird ...."

„O Papa, Papa, Du bist abscheulich— ganz abscheulich—wie kann man nur gleich so das Uebelste denken, gleich so mißtrauisch sein ...."

„Mein Kind, dafür bin ich Jurist! Also sprich!"

„Was soll ich sprechen?"

„Warum kommst Du in mein Arbeitszimmer und wozu studirtest Du diese Akten?"

„Ich studirte nicht Deine Akten; Gott weiß, daß sie nichts Verführerisches für mich haben — ich wollte nur ganz flüchtig in Eine blicken...."

„So, so," fiel der Präsident ein, — „nur in Eine — und zwar diese hier, die Du ohne Weiteres in das Fach W geworfen hast, während sie hieher, nach S, gehört.... sie ist, seh' ich, angelegt über Max Stein, zur Zeit als Referendar beschäftigt beim Bezirksgericht zu M. Liebe Sidonie, da Dich dieser junge Mann, der nicht hier in der Stadt ist, den Du nicht kennst und nie sahest, so viel ich weiß, unmöglich interessiren kann, so hast Du mir entweder wieder nicht die Wahrheit gesagt, oder Du spürst hier im Interesse fremder Personen umher, irgend einer Freundin, die...."

„Nein, nein, dieß abscheuliche Mißtrauen!" rief hier Sidonie aus Zorn mit ihren Füßchen stampfend dazwischen, — „nun glaubst Du mir auch das wieder nicht...."

„Also Du hast wirklich aus eigenem Interesse nur die Personalakten des Herrn Max Stein aufgesucht und durchlesen? Aber zum Henker, mein Kind, was gehen sie Dich denn an?"

„Gar nichts gehen sie mich an, gar nichts," sprudelte Sidonie in ihrer Entrüstung über des Papas abscheuliches Mißtrauen heraus, „als daß ich neulich, wenn Du es denn wissen willst, seine Visitenkarte auf eine ganz wunderliche Art bekommen habe."

„Du, seine Karte? Nun?"

„Wir waren draußen auf Basterhof; ich war ganz allein in dem Schweizerhaus; ich hatte mich da auf den Divan gelegt — es war so furchtbar heiß an dem Tage; ich blätterte in dem hübschen Buche, das mir Fräulein Johanna geschenkt hat, les fleurs animees, weißt Du — und darüber ward ich müde und schloß ein wenig die Augen und dann schlief ich ein, ganz fest ein; und im Schlafe da hatt' ich einen seltsamen Traum — ich träumte, ich sei.... aber das brauchst Du nicht zu wissen, was ich träumte, Du garstiger Papa...."

„Nein, nein, der jungen Mädchen Träume brauchen die Papas nicht zu wissen — ich lehne mich nicht im Entferntesten gegen diesen Grundsatz auf, der eine langjährige Praxis für sich hat — also weiter!"

„Ja sieh', gerade als ich den wunderlichen Traum — Du würdest nur über ihn lachen, Papa, aber doch war er so merkwürdig! — gehabt hatte, erwachte ich...."

„Was das gewöhnliche Ende merkwürdiger Träume ist! Also Du erwachtest!"

„Ich erwachte, erhob mich langsam, nahm das Buch auf, welches mir aus der Hand geglitten war, und wollte mein Tuch nehmen.... aber denke Dir, das Tuch war fort und an seiner Stelle auf einem Stuhl am Fußende des Divans lag eine Karte...."

„Ah — eine Karte! Der Traum hatte Dir seine Karte zurückgelassen?"

„Nein, der Traum nicht, Du böser, spöttischer Papa, — aber war es nicht just, als ob mir Der seine Karte gelassen, von dem...."

„Von dem Du geträumt hattest? Und von wem hattest Du geträumt?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Gräfin Danner.

Als ich eines Tages in Kopenhagen aus Thorwaldsen's Museum trat und an der königlichen Christiansburg entlang ging, bemerkte ich in einem Hofe, der durch Gitterwerk von der Straße getrennt ist, vor der Thür des Untergeschosses einen leichten Jagdwagen, der mit vier Norpackern bespannt war. Einige Diener standen daneben, und an der Ehrfurcht, mit welchem sie die aufrechtstehende Mähne der kleinen Pferde streichelten, konnte man wohl sehen, daß diese bei Hofe in nicht geringer Gunst standen. Hofangelegenheiten erwecken gemeiniglich die Theilnahme jüngerer Menschen; daher stand ich still, um zu erspähen, weßhalb der Wagen dort wartete und wen das liebenswürdige Gespann fahren sollte. Da sonst kein anderer Zuschauer zugegen war, empfand ich die Freude der Wißbegierde desto stärker. Es dauerte denn auch nicht lange, so sah ich einen stattlichen Mann aus der Kellerthür treten. Er war recht dick; sein Bauch begann schon beim Kehlkopfe und streckte sich in sanfter Ausladung hinab. Den unteren Verlauf des Bauches konnte ich nicht sehen, da er von einem Militärmantel verhüllt war. Auf dem ausdrucksvollen Kopf saß eine Soldatenmütze mit geradem Schirm. Das Gesicht hatte, wie man bei Leuten, die an schärferem Getränk Wohlgefallen finden, nicht selten bemerkt, eine angenehme und gleichmäßige Röthe und ruhte auf einem Unterkinn von gleicher Farbe. Der Mann war Se. Majestät der König Friedrich VII. von Dänemark, satt, feist, doch nicht ohne Kraft. Auf den dänischen Thalern nahm sich sein Gesicht wohl etwas anders aus, aber ich sehe nicht ein, warum man in der Münze einem Fürsten nicht ein wenig von seiner Festigkeit nehmen, dem anderen etwa einen Vorbeerkranz zulegen, dem dritten die Nase verschönern soll, welch Letzteres übrigens bei Friedrich VII. Gott sei Dank, nicht nöthig war.

Dem Monarchen folgte seine Gemahlin, die Gräfin Danner. Ihrer konnte ich, obwohl auch sie großen Reichthum des Körpers besaß, nicht recht ansichtig werden, denn des Königs Gestalt deckte sie mir vollständig, und so bekam ich nur den zackigen Saum ihres weißen Untergewandes zu Gesicht, als sie in Jagdwagen stieg. Nachdem das hohe Ehepaar sich auf dem Bock bequem zurechtgesetzt hatte, gab ein Lakai dem Könige die Zügel, ein anderer die Peitsche; darauf begann das kleine Gespann seinen scharfen Trab, und sie kutschirten fort, ohne Vorreiter und Gefolge, ganz allein; wohin, weiß ich nicht. Ich wunderte mich damals nur, wie ein so leichtes Fuhrwerk die allerhöchsten Herrschaften, welche doch zusammen gewiß an die fünf Centner wogen, zu tragen vermochte. Auch fand ich, daß man sich die Könige nicht selten viel magerer vorstellt, als sie in Wirklichkeit sind.

Friedrich war als Kronprinz ein schlanker Jüngling voll Anmuth gewesen und von hoher Begabung für allerhand Ausschweifungen, gutherzig, galanten Frauen ein warmer Verehrer und dem Punsche sehr zugethan. Er hatte anfangs den Rang eines Seecadetten. Wenn er mit seinen Genossen, unter denen namentlich der Buchdrucker Berling hervorragte, der Erholung sich hingab, welche meistens bis in die späte Nacht dauerte, gab es heitere Späße genug. So hatten sie einmal, wie man erzählt, ein nächtliches Gelage veranstaltet und dabei den Punsch in Gefäßen bereitet, welche sonst ganz anderen Zwecken zu dienen pflegen. Als die munteren Gesellen nun alle recht trunken waren, und als in stiller Nacht auf der Straße nur hie und da noch ein Verspäteter heimwärtsging, eilten sie vor die Hausthür, und wenn ein Unglücklicher des Weges kam, wollten sie ihm aus dem verdächtigen Gefäß zu trinken geben. Mancher trank, nachdem Se. königliche Hoheit ihm zugetrunken, und verlangte sogar noch mehr, denn der Punsch war kräftig und in den kühlen Nacht sehr angenehm. Anderen aber machte die sonderbare Zumuthung solchen Verdruß, daß sie mit Fäusten um sich schlugen und ein mörderliches Geschrei anfingen, bis der Scandal zuletzt ein großer war. Als in den Nebenstraßen die Nachtwächter das Getümmel vernahmen, strömten sie von allen Seiten herbei und wollten die fröhlichen Jünglinge, deren Oberhaupt sie nicht erkannten, in Gewahrsam nehmen. Ein Kampf entwickelte sich, der mit dem Siege der rasenden Nachtwächter endigte, und diese, außer sich vor Aerger über die nächtliche Ruhestörung, schickten sich an, Se. königliche Hoheit, welche sich nicht wollte bändigen lassen, auf einer Leiter, wie sie den Laternanzünder zu brauchen pflegt, mit Stricken festzubinden und wagerecht in die Hauptwache zu tragen. Ob dies wirklich geschehen ist, wird nicht erzählt; jedenfalls aber konnte der allerhöchste Hof diesen und weniger harmlosen Scherzen seine Zustimmung nicht ertheilen und sendete den Kronprinzen auf einige Semester nach Grönland, wo er an Bord der Fregatte „Bellona" sich weiter ausbilden und seine Sitten noch mehr verfeinern konnte.

Als dies geschehen war, segelte die Fregatte mit ihm nach Dänemark zurück, und seine Fortschritte wurden durch einen hohen Rang in der Flotte, durch Verleihung eines prachtvollen Ordens, namentlich aber durch Vermählung mit der dänischen Prinzessin Wilhelmine belohnt. Für diese gewann er jedoch niemals eine recht warme Zuneigung, denn sie war eine Dame von Feingefühl und zarten Gewohnheiten. Eines Tages besichtigte er mit ihr ein neues Kriegsschiff, das kürzlich auf dem Holm vom Stapel gelassen war und bei der Batterie Trekroner vor Anker lag. Der Kronprinz stieg zuerst an Bord, und seine Gemahlin folgte ihm auf der ziemlich steilen Bordtreppe. Der Officier unten im Boot konnte nicht unterlassen, die Augen ehrfurchtsvoll emporzuschlagen. Friedrich hatte dies bemerkt. „Nun, Freund Jensen," rief er hinab, „wie gefallen dir die Strumpfbänder meiner Frau?" — „Königliche Hoheit" stammelte der Erschrockene, „ich habe nicht gewagt ..." — „Ja, ja, ich habe es wohl gesehen!" schrie der muntere Prinz und brach in ein Gelächter aus, während seine Gemahlin bis über die Stirne erröthete. Bald darauf fühlte das hohe Ehepaar, daß es nicht völlig zusammenpaßte, und ließ sich scheiden.

Friedrich vermählte sich nicht lange Zeit danach mit der Prinzessin Caroline von Mecklenburg-Strelitz. Doch irre er sich abermals; die Wahl zeigte sich wieder als keine ganz glückliche, denn diese Fürstentochter war nicht minder vornehm von Sitten wie die Prinzessin Wilhelmine und ebenso weitgehend in ihren Ansprüchen und Abneigungen. Es entsprach beispielsweise nicht vollkommen ihrem Geschmack, wenn der Kronprinz, voll Staub und Schmutz von der Jagd heimgekehrt, duftend von Wildpret und Rauchtabak, sich auf ihr goldenen Möbel warf, seine lehmigen Stiefel an der himmelblauen Seide abwischte, und wenn er räuspernd auf den Teppich spie. Auch blieb es ihr nicht unbekannt, daß Se. königliche Hoheit in Sachen der ehelichen Treue ein eigenes System, dessen Grundlage die Vielseitigkeit war, sich zurecht gemacht hatte und, im Geheimen zwar, doch thatsächlich zur Ausführung brachte. Würde er sich dabei auf die hohe Gesellschaft oder wenigstens auf den Adel beschränkt haben, so hätte die Prinzessin wohl durch die Finger sehen können; allein dem edelsinnigen Fürsten waren, wie unabhängige Geister schon sind, alle Menschen gleich liebenswerth, mochten sie vornehm sein oder gering; Palast und Hütte, das war ihm Alles einerlei. Bei solcher Bewandtniß der Dinge verzichtete die Prinzessin auf den königlichen Thron von Dänemark, ließ sich scheiden und kehrte in die Burg ihres Vaters zurück, gewiß zum großen Leidwesen Friedrich's denn dieser besaß bei aller seiner Ursprünglichkeit und trotz der eigenthümlichen Anordnung seiner Lebensweise ein theilnehmendes Herz und war voll Güte. Tief betrübt blickte er der Scheidenden nach.

In dieser Gemüthsstimmung machte er die Bekanntschaft der Geliebten seines Freundes, des Buchdruckers Berling. Louise Rasmussen war eine Jungfrau*) von herrlichen Anlagen; namentlich ihr Nacken soll von blendender Schönheit gewesen sein; jedenfalls übten ihre innonischen Gliedmaßen eine tiefe Wirkung auf das zarte Herz des Kronprinzen Friedrich, der nicht unterließ, ihr die Bewegung seines Innern zu erkennen zu geben. Er machte ihr schließlich einen schmeichelhaften, aber recht verfänglichen Antrag, den sie zwar nicht besonders empörend fand, jedoch mit haldem Erröthen ablehnte. Als sie das Ergebniß ihrer Unterredung mit dem Kronprinzen dem Geliebten ihres Herzens mittheilte, war dieser in hohem Grade erfreut und ermahnte sie, bei Allem, was ihr heilig sei, doch ja den scandalösen Antrag Sr. königlichen Hoheit zu beachten. Allein Louise war ein nachdenkliches Mädchen und, Alles in Allem genommen, verständiger als der Buchdrucker, ja selbst verständiger als der Königssohn. Je eifriger dieser seine Bewerbung fortsetzte, desto entschiedener war sie in ihrer Enthaltsamkeit, und als Hochderselbe vor Feuer nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, machte sie mit hinreißender Anmuth ihm die Eröffnung, nur das Band der heiligen Ehe dürfte bessere Menschen aneinanderschließen.

Der Kronprinz war wie vom Donner gerührt. Das war selbst ihm zu starker Tabak. Doch wenn erst einmal das Herz verloren ist, geht schließlich auch der Verstand in die Brücke. Als sie nun eines Abends recht traulich beisammensaßen, nämlich Fräulein Rasmussen, der Buchdrucker und der Thronerbe, und als der Wein, da es schon ziemlich spät geworden, zu Ende ging, schwur Friedrich hoch und feierlich, er nehme Louise zum Ehegemahl, wenn sie in sehr leichter Kleidung über die Straße gehen und aus der gegenüberliegenden Weinstube eine Flasche Champagner und zwei Flaschen Stout*) holen wolle. Diese Bedingung war nun wieder Louisen zu stark, denn Se. königliche Hoheit verstand unter sehr leichten Kleidung einzig und allein das Medaillon, welches an ihrem Halse hing und mit dem Bildnisse des Erlauchten geschmückt war. Sie überlegte eine Weile und erwiderte dem Kronprinzen sodann, „nach reiflichem Nachdenken könne sie sich nicht entschließen, in so geringem Anzuge über die Straße zu laufen, erstens weil solches für eine junge Dame sich nicht recht schicke, zweitens weil die Nachtwächter etwas dagegen haben könnten, welche selten auf einen Scherz eingingen, sei dieser auch noch so artig. Sie widerstand den dringenden Ermahnungen des Kronprinzen und ging schlechterdings nicht hinüber, woraus man sehen kann, was für ein wackeres Mädchen zu werden ihr Bestreben war. Schließlich blieb, da Alle noch ein bischen Durst hatten, kein anderer Ausweg, als einen Diener in die Weinstube zu senden und vorderhand auf das Ehebündniß zu verzichten.

Uebrigens war Friedrich damals als Kronprinz noch gar nicht sein eigener Herr, und namentlich wenn es sich um Abschluß eines Ehebündnisses handelte, hatte Se. Majestät doch auch ein Wörtlein mitzusprechen. Inzwischen bewahrte er seine Liebe mit edler Ausdauer, sie ihre Tugend, wofür sie übrigens von Berling reichlich entschädigt ward. Geduld, Geduld, wenn das Herz auch bricht, dachte der Königssohn und miethete Louisen in Bimmelskaftet, der elegantesten Straße Kopenhagens, einen Putzladen, wo sie mit ihrer feinen Hand Hüte und Hauben verfertigte, die sich hinter der Spiegelscheibe namentlich in der Mittagssonne prächtig genug ausnahmen. So ging die Zeit hin bis der liebenswürdige und geliebte König Christian VIII. zu seinen Vätern versammelt ward und Friedrich auf den Thron kam. Nun war er Se. Majestät König Friedrich VII. zu Dänemark, König der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, Ditmarschen, Lauenburg und Oldenburg und Herr seiner selbst. Der Buchdrucker ergriff sogleich die Zügel der Regierung, erhielt für die uneigennützige Abtretung seiner Geliebten das Commandeurkreuz des Danebrog-Ordens, dazu den Rang eines Kammerherrn und das Amt eines Reisemarschalls. Man kann sich vorstellen, wie vergnügt es einige Tage darauf zu traulicher Abendzeit in der kleinen Hinterstube des Putzladens zuging. Mit Stout, Champagner und Punsch wollte es kein Ende nehmen, und das fröhliche Kleeblatt stieß an auf die Zukunft und das Wohlergehen Dänemarks. Kammerherr Berling brachte den üblichen Toast auf Se. Majestät den König aus, dieser trank auf sein Volk und auf die Damen. Es war einer der schönsten Abend im Leben Sr. Majestät.

Louisens tugendhafte Enthaltsamkeit sollte glänzend belohnt werden. Am 7. August 1850 ließ der König in der Christiansburg durch den Bischof von Seeland seine Ehe mit ihr einsegnen und erhob sie in den dänischen Adelsstand unter dem Titel und Namen einer Lehensgräfin Danner. Wer war froher als Louise! In Bimmelskaftet fand wegen Aufgabe des Geschäftes ein allgemeiner Ausverkauf bei herabgesetzten Preisen statt, und die Gräfin Danner zog in die königliche Burg, wo sie dem Kammerherrn Berling einen Zügel der Regierung abnahm, während sie ihm den andern gerne ließ. Die Verheirathung des Königs erregte indessen sowohl beim Adel wie im Bürgerstande peinliches Aufsehen. In einigen Familien wurde der Namen der Gräfin in Gegenwart junger Mädchen niemals ausgesprochen. Die Vornehmen zogen sich vom Hofe zurück, und es begann ein erbitterter Kampf gegen Louise und ihren Anhang. Scharf kämpften, Allen voran, der kürzlich verstorbene Baron Blixen-Finecke und Baron Constant Dirckinck-Holmfeld, der die Streitschrift: „Grevinden Danner, Danmarks Genius" losließ und in Folge dessen den bittersten Verfolgungen ausgesetzt war. Denn der König, zur Beharrlichkeit in der Schule Louisens erzogen, ließ auf diese nichts kommen, auch in Nebendingen nicht. Erging zuweilen an ihn die unterthänigste Bitte, irgend einen glänzenden Ball der hohen Gesellschaft durch seinen Besuch allergnädigst zu zieren, so stellte er die Bedingung, man solle auch die Gräfin und den Buchdrucker einladen, und da dies niemals geschah, ging auch er nicht hin.

So lebten denn Se. Majestät und die Gräfin in traulicher Zurückgezogenheit, nährten sich von Stout und Sect und wohnten abwechselnd auf ihren Schlössern Frederiksborg, Skodsborg oder Fredensborg und im Hochsommer auf dem reizenden Waldschlößchen Jägerspriis, wo sie in lauen Nächten unter dem stillen Laubdach der Buchen mit einander schnäbelten. Berling sorgte für das Uebrige. Trotz ihres großen Glückes indessen bewahrte die Gräfin stets weise Mäßigung in Nebendingen. Sie wohnte niemals in Prunkgemächern, sondern begnügte sich mit den Stuben des Halbstocks; sie zeigte sich nie mit reichen Gewändern angethan in der Oeffentlichkeit und verkehrte nur mit Damen welche mit ihr umgehen mochten, deren Anzahl übrigens keine sehr große war. Solche Bescheidenheit ist doch auch eine schöne Tugend. In der Hauptsache aber blieb sie fest. Der König regierte mit starker Hand seine Ponies; sie aber leitete ihn, seinen Günstling und Dänemark. Das wichtige Ergebniß ihrer Regierer war der Verlust der Herzogthümer. Auch bemühte sie sich, ein ansehnliches Vermögen zu sammeln, was ihr auch gelang, denn sie ging dabei wahrhaft schöpferisch zu Werke. Gleichzeitig war sie immer darauf bedacht, Armen Gutes zu thun, denn Wohlthun steht Mächtiggewordenen herrlich an.

Eines schönes Frühlingstages wandelte ich in der schattigen Kastanien-Allee der Basteien Kopenhagens. Da sah ich eine Dame herkommen der in ehrerbietiger Entfernung ein Diener folgte. Unten in der Straße fuhr eine schöne Kutsche langsam. Der Diener trug nicht den rothen königlichen Rock, sondern eine gewöhnliche hellgraue Livree mit Silberknöpfen. Die Dame war einfach und dunkel gekleidet; als einziger Schmuck funkelte an ihrem Halse ein Chrysopras, dessen goldgrünlicher Glanz mit dem des Frühlings wetteiferte. Ein schwarzer Schleier lag auf ihrem geschlossenen Hut. Diese Dame war die Gräfin Danner. Ihr Gliederbau war mächtig, ihr Gang gemessen und schön, ihr Auge ein wenig gesenkt, wie von der Schwere der langen Wimper. Stolz sah sie wohl aus, aber hoffärtig nicht, und wenn die wenigen Vorübergehenden sie nicht grüßten, machte sie sich wenig daraus. Wie sie so langsam vorwärts schritt, kam sie an eine Bank, darauf saßen zwei heulende Kinder in Dürftigkeit. Sie blieb vor ihnen stehen und fragte offenbar, was ihnen fehle und wie sie ihnen helfen könne, denn gleich darauf sprangen die Kinder von der Bank und gingen von der Baste hinab in die Stadt, wo sie in eine Seitengasse einbogen. Die Gräfin folgte ihnen, und hintendrein folgte langsam der hellgraue Diener. Ich hielt mich eine Weile in der Gegend auf, und bald kam die Gräfin wieder zum Vorschein. Ihr Antlitz war belebter als vorher, ihr Auge strahlte; sie hatte eine Wohlthat begangen. Dann winkte der Hellgraue die Kutsche herbei, und gleich darauf war die immerhin merkwürdige Frau meinem Blicke entschwunden. Sie ist, wie man weiß, jüngst in Italien gestorben. Den Kammerherrn Berling hat Gott ebenfalls zu sich genommen; er starb zu Algier. Und die Gruft der dänischen Könige im Dom zu Roeskilde ist schon seit lange um einen Marmorsarg reicher. Darin ruht König der Siebente.

*) Die Behauptung, sie habe damals ihrem Geliebten schon zwei Sprößlinge gewährt, beruht auf böswilliger Nachrede, denn sie hatte ihm zu jener Zeit erst Einen geschenkt. Der andere Knabe suchte unter den Mitgliedern des Ballets im königlichen Theater seinen Papa, dessen Name jedoch auf dem Theaterzettel aus Achtung vor der Tanzkunst nie angeführt ward.

*) Friedrich pflegte den Stout mit Porter zu mischen und blieb dieser Gewohnheit zugethan, als er schon längst auf dem Throne saß. Später fügte er noch Cognac hinzu und konnte von diesen Mischungen sehr viel zu sich nehmen. Dem Punsche blieb er immer treu.

Der König der Metalle.

Während die Neuzeit den Kreis der sogenannten edlen Metalle auf neun Glieder erweitert hat, waren im Alterthum nur drei edle Metalle den Menschen bekannt: Gold, Silber und Quecksilber, welch' letzteres übrigens von den Alten, die vor seinem Festwerden bei — 39 Gr. C. noch keine Kenntniß hatten, gar nicht als Metall angesehen wurde und denselben auch viel später bekannt geworden zu sein scheint, da weder die Schriften des alten Testaments, noch Homer seiner erwähnen, wogegen Gold und Silber schon seit den frühesten Zeiten von den Menschen gekannt und verwendet wurden, namentlich aber das Gold wegen seiner